

Dobrudscha-Zigeuner.

Injere Feldgrauen, die in langen Kriegsmoenten in Balkanien und Galizien, in Ungarn und Serbien, in Bulgarien und in den bisher eroberten Gebieten Rumaniens nahezu heimisch geworden sind, werden vielfach in das Leben und Treiben des auch bei uns zu Lande nicht unbekanntes Zigeunervolkes stauend Einblid genommen haben.

Sind in Ungarn und Galizien die Veruche mit der Sezhaftmachung der Zigeuner vereinzelt gelungen — man findet u. a. ausgelebte Zigeunerfamilien bei Grad und Remosvor —, so streift in eigentlichen Balkan die in bunten Lumpen geballte Gesellschaft noch ziemlich zahllos durch das Land, hier ein Reisighuttenlager bildend, dort in Erdhohlen hausend.

Kamentlich in Rumänien, sowohl in der Walachei wie in der Dobrudscha, stößt der Wanderer fast auf Schritt und Tritt auf die bettelnden und lungenenden, in ihrer Fremdartigkeit eigenartig wirkenden Gestalten. In den größten Städten verrichten die Männer Gelegenheitsarbeit. Auf den Märkten, wo Vieh gehandelt wird, fehlen sie niemals. Schwer zu ergründen ist es meist, woher ihre Ware kommt, und noch schwieriger soll es sein, herauszufinden, mit welchen Mängeln sie behaftet ist, so geschickt versuchen sie es, vorhandene Fehler zu verdecken oder gar in Vorzüge umzuwandeln.

Als gewandte Kleiner hantieren sie in den Speisewirtschaften, und als gewiegte Musikanten spielen sie in den Kaffeehäusern, in den Marklokalen oder gar im rollenden Eisenbahnwagen auf. Geige, Klarinette und Tymbal sind die Hauptinstrumente, die sie mit angelegener Virtuosität meistern.

Die Frauen, umgeben von einer schier unzählbaren Kinderfchar, hüten das Heim: die Reisighütte, das Erdloch, den Wohnkarrren. Die Kinder laufen bis zum 12. Lebensjahre fast nackt herum. Sie sind unendlich verschminkt und behend. Wo sie einen Fremden erwischt, umtollen sie ihn in wilden Sprängen, Bettelprüche singend und nicht eher von ihm ablassend, bis sie ein Almosen in Kupfermünzen von ihm erhalten haben. Die blanken Augen der meist bildhäßlichen heranwachsenden Mädchen betteln auf eigene Art. Sie haben etwas Ragenartig-Scheues, das berechnend sich für den Anfang ein wenig fern hält, dann aber rasch irgendeine Blume zum Kauf anbietet oder die Hand des Fremden zu erbarmen sucht, um ihm wahrzusagen. Die früh absterbend häßlich werdenden Mütter, denen meist ein Säugling an der Brust liegt, während ein anderes Kleines in einem Tuch auf den Rücken geknüpft ist, lehnen apathisch zur Seite und schmauchen ein Pfeifchen oder eine selbstgebrochte Zigarette. Für eine Handvoll Tabak gewahren sie dem Fremden Einblid in ihr Reich: die verruchte und veräuferte Hütte mit dem an Stangen und Ketten aufgehängten Kochkessel und der Reisstrohschütte, die der ganzen, zahlreichen Familie als Nachlager dient.

Berschiedentlich bin ich mit den rumänischen Zigeunern in Berührung gekommen. Ich bewunderte ihr musikalisches Virtuosenm in den Walacheier Kaffeehäusern, wo sie in Frack und Lack aufratzen. Ich erbaute mich an ihrem leidenschaftlichen Geigenpiel, als der Zug von der Walachei hinüber in die Dobrudscha rollte. So eine rechte Zigeunerheimat aber zeigten mir die Siedelungen auf den ungezählten Inseln der Donau an jener Stelle, wo die jetzt zerstörte Bahnrücke den hier sieben Kilometer breiten Strom zwischen Soetoeski und Cernawoda überquert.

Der Zug hält in dieser Auenwelt zweimal: auf der einen der beiden Stationen verlasse ich ihn. Abwärts führt vom Stationsgebäude der Pfad in ein Dorf hinunter. Die Bezeichnung Dorf ist freilich etwas beschönigend und hochtönend. Denn diese grasgedeckten, schiffgewandeten, fensterlosen Hütten können ebenso gut in Innerafrika stehen. Sehr rasch bin ich der Mittelpunkt einer bunten Gesellschaft. Die Bonbons, Pauchbilder und kleinen Bijouterien, die ich verteile, machen die Gesichter freudlich, die großen dunklen Augen aber immer begehrlider, Geld wollen sie. Ich tue so, als ob ich sie nicht verstehe. Schließlich nimmt sich ein weißhaariger Alter meiner an. Er muß so eine Art Dorfältester sein. Denn der Schwarm der Kinder und Halbzwirflichen hält sich nunmehr in einiger Entfernung. Der Alte plärrt mit mir durch sein Reich und führt mich schließlich zu dem verdaunartigen Vorbau seiner Hütte, wo bald einige niedrige Kästen Sitzgelegenheit und Tisch hergeben. Ich lasse mich nicht lange nötigen. Bald dampft auch ein Pfeifglänchen brauner, aromatischer Kaffee. Ich biete Zigarren als Gegengabe; sie werden schmunzelnd genommen. Auch ein Geldstück, das ich beim Abchied auf die eine Ecke des Ristentisches lege, wird nicht verschmäht. Als mein Wirt aber beim Scheiden auf eine feinstbedeckte Bodenstelle weist, über welcher ein feiner, zitternder Rauch wölkt, und mir durch Fortscharren der Steinrichtung zeigen will, daß dort ein leckerer Braten herrliche Genüsse veripricht, von dem auch ich kosten könnte, schüttle ich lachend den Kopf und sehe zu, daß ich den nächsten Zug erreiche, der mich aus diesem Jbhl in etwas kultiviertere Gegenden tragen soll.

Und kultivierter als dieses Zigeunermest ist Cernawoda, wo ich

nach gleichfalls ein wenig umschauen will, entschieden. So bunt gemischt aber auch hier die Bevölkerung sich zeigt, der Zigeuner fehlt nicht. In den zur Donau hinunterliegenden Vierteln ist er angehiedelt. Als Schmied, als Fischer und wohl auch als Korbmacher geht er hier einem handwerksmäßigen Gewerbe nach. Prächtige, schlankförmige Gestalten bekommt man zu Gesicht. Meist sind es Weisichen, die dem ganzen Aussehen nach Söhne der Steppe sind. Ihre Augen haben etwas Verträumtes, ihr Gang ist von einer wiegenden Schlawheit, ihre Stimme ist melodisch, doch leise und flüsternd. Die langen schwarzen Schnurrbärte flattern im Winde und trotz der Lumpen, die sie als Kleidung tragen, sind alle ihre Bewegungen erfüllt von einem ausgeprägt freibewegenden Selbstbewußtsein. Immer wieder mußte ich an Gorkis Zigeunergestalten denken, so oft mir einer der braunen Gesellen in den Weg lief.

Der Typ blieb der gleiche, wenn auch die Aufmachung während der Fahrt entlang dem Trajanstwall eine andere wurde. Denn unter den Ein- und Aussteigenden auf den Stationen der Dobrudschabahn fanden sich immer zahlreiche Zigeuner. Sie müssen sich stets ein wenig abwärts halten, denn die Bulgaren und Rumänen meiden sie, wo es irgend angeht. Das wurde erst anders, als es dem Schwarze-See-Hafen Konstanza näher ging, wo das Hafnarbeiterproletariat nicht groß nach Verlust und Ablammung fragt. Dort hat sich auch der Zigeuner in den Dienst des Kapitals gestellt. Neben Türken und Kleingewerben, neben Tataren und Tcherlessen, Rumänen und Bulgaren leert und füllt er die Miesenleiber der ein- und ausfahrenden Schiffe mit Kohle und Frost. Für den Fremden ist seine Eigenart in diesem Völkergewirr unerkennbar. Und es bedarf schon einer guten und ortkundigen Führung, um ihn bei der Arbeit herauszufinden, oder jene Wirtschaften ausfindig zu machen, die er mit Vorliebe besucht und in denen es an seinem Abend an lügender, rauschender Zigeunermusik fehlt. Nun, da auch Konstanza in deutsch-bulgarischen Händen ist, wird sicher mancher, den das Kriegsschicksal bis an diese ferne Küstenstadt des Schwarzen Meeres geworfen, den Zigeuner auch als Hafnarbeiter kennen lernen — ein Zigeunertyp, den zu schauen bisher Mitteleuropäern sicherlich nur wenig vergönnt gewesen ist.

Kleines Feuilleton.

Jack London †

Aus Gloom Elton in Kalifornien kommt die überraschende Nachricht, daß Jack London, der meistgelesene und beliebteste Roman- dichter Amerikas, gestorben ist. Er war erst gut 40 Jahre alt (geboren am 12. Januar 1876) — aber was hatte er nicht alles erlebt! Sein Leben ist bei weitem der beste aller von ihm her- rührenden Romane. Er war gebürtig aus San Francisco und war, wie alle Kalifornier, ein Stild Romantiker. In „Frisco“ Aneipen begann er seinen Lebensgang, wurde dann Vagabund, Seeträuber, Führer eines Schoners, kontrollierte Fischfahrzeuge im Bering- meer, jagte Seehunde an der Küste von Japan, schwante dann der Abwechslung halber zum Journalismus um und hielt in den Ver- einigten Staaten sozialistische Vorlesungen. Dazwischen wurde er wieder „tramp“ — und was für einer! Als Vagabund durch- schweifte er alle Staaten der Union, ließ sich als blinder Passagier von den Eisenbahnzügen über Tausende von Meilen schleppen, machte als heimats- und mittelloser Wummler wiederholte Bekanntschaft mit dem Gefängnis. Dann tauchte er wieder, ein Glender unter Glenden, in Londons Armeniertel unter, nahm an der ersten großen Wanderung nach dem neuen Goldlande Alondhle teil und wurde im Russisch-Japanischen Kriege Kriegsberichterstatler. Hiernach trat er eine siebenjährige Kreuzerfahrt um die ganze Welt auf eigener Jackt an. Das sind ein paar Hauptmomente aus dem Leben dieses Er- zaubereiters und man kann sich danach denken, ob es ihm an Stoff je mangelte. Sein erstes Buch schrieb er im Jahre 1900; es hieß der „Sohn des Wolfes“ und diesem Erstling ist seitdem eine lange Reihe von anderen Werken gefolgt. „Scrieb“ ist für Jack London nicht das richtige Wort, denn er hat jene Werke nie anders, als durch Diktat abgefaßt und pflegte jeden Tag ein paar Meter Manu- skript in die Maschine zu diktieren. Seine Bücher sind derb heruntergerissene Spannungsdromane, deren Hauptvorzug ihre stoff- liche Reueit war. Er hat für die amerikanische Literatur Neuland entdeckt: Alaska und die dortigen Bergwerksbezirke, den ferne Westen und seine Typen usw., und er hat bei der Schilderung Farben an- gewandt, die durch ihre Kraft blendeten und verblüfften. Sein Er- folg war riesig, seine Werke wurden verfilmt, und er konnte gar nicht genug schreiben. „Wenn die Natur ruft“ ist auch ins Deutsche übersezt worden. Die prachtvolle Natur- und Tier- sild- berung ist im „Vorwärts“ erschienen. Jack London hatte sich im „Rondale“ in Kalifornien ein Heim errichtet. Dort ist er vor einiger Zeit mit Inapper Rot einem Nordbremeranschlage ent- gangen; und nun hat ihn Gebwitter Heim noch in seinen besten Jahren geholt.

Kann der Mensch auch durch den Magen atmen?

Unter den Tieren kennt man verschiedene Beispiele, wo die Atmung außer von der Lunge gewissermaßen im Rebeamt noch von

anderen Organen besorgt wird. So gibt es einen Fisch, den Schlammpeitzger, der seinen Sauerstoffbedarf ausschließlich von her- untergeschluckter, also in den Magen gelangter Luft deckt. Das Auftreten solcher Abnormitäten wird bei den vereinzelt, unserem Beobachtungskreis ferngelegenen Tierarten und dem uns durch die fortwährende Erweiterung naturwissenschaftlicher Kenntnisse schon selbstverständlich gewordenen Gefühl für die Mannigfaltigkeit der Lösungen, welche die Natur für die durch sie selbst gestellten Aufgaben darbietet, nicht weiter wundernehmen. Wohl aber muß es überraschen, daß bei dem heutigen Stand der medizinischen Wissenschaft auf eine ganz ähnliche, wenn auch nicht so klar zutage tretende Erscheinung erst heute aufmerksam gemacht werden kann. Interessante neue Versuche, die Dr. Arno Jlypo in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ beschreibt, tun einwandfrei dar, daß auch beim Menschen von einer Darm- und Magenatmung, die für den Sauerstoffhaushalt des Organismus unter Umständen sogar wichtig werden kann, gesprochen werden kann. Dr. Jlypo führte in den nüchternen Magen Mengen von 700—1100 Kubikzentimeter Zimmerluft, Kohlendioxyd oder Sauer- stoff ein und stellte durch Gasproben, die nach verschiedenen Zeiten wieder entnommen wurden, fest, daß nach einiger Zeit — bei gewöhnlicher Luft nach $\frac{1}{2}$ —1 Stunde — die Gase größtenteils aus dem Magen verschwunden waren. Der dann aber noch verbleibende Gasrest hatte die chemische Eigentümlichkeit, in seinem Gehalt an Sauerstoff bezw. Kohlendioxyd den bekannten Werten in Blutgasen, die auf die ordnungsmäßige Lungenatmung zurückzuführen sind, annähernd gleich zu sein. Beide Be- obachtungen zeigen, daß zwischen den Magen- und Blutgasen ein gegenseitiger Austausch durch die Magenwand hindurch stattgefunden haben muß. Genauere Nachprüfungen ließen noch weitere Einkimmigkeiten erkennen, so den im Ver- gleich zum Sauerstoff schnelleren Uebertritt von Kohlen- dioxyd in das Blut, der mit allgemeineren Gasdurchdringungs- gesetzen im Körper in Einklang bleibt. Die Magenwand kann in der Minute 12 Kubikzentimeter Sauerstoff resorbieren, was allein schon den zwanzigsten Teil des Gesamt-Sauerstoffverbrauches des ruhenden menschlichen Organismus deckt. Bei augenblicklichem Versagen der Lungenatmung kann also zumindest ein Ersatz durch Einführung von Sauerstoff in den Magendarmkanal versucht werden, eine Erkenntnis, die der praktischen Medizin unter Umständen sehr dienlich sein könnte.

Notizen.

— Eine würdige und gehaltvolle Gedächtnis- feier zu Ehren ihres verstorbenen Bundesvorsitzenden Dr. Müller- Lher veranstaltete am Sonntag der Monistenbund im Chorallen- saal. Als langjähriger Freund und Mitstreiter entwarf Dr. Bohlen- München ein intimes Bild der Persönlichkeit eines reinen, edlen, begeisterten Mannes, der sein Ganzes der Wissenschaft und den höchsten Menschenszielen widmete. Müller-Lhers Bedeutung als Volks- philosph, seine dauernden wissenschaftlichen Verdienste um die Er- kenntnis und Ziele menschlicher Entwicklung würdigte Dr. Baage. Die starke und frohe Lehre von der Kulturbeherschung durch die Menschheit wird in diesen Zeiten gesteigertes Verständnis finden. Im Schlußwort feierte Walder Ranahie die fortwirkende und darum unverlorene Kraft seines zur Kacheiferung begeisterten Beispiel, das den Weg weist für die friedlichen Schlichten der Zukunft. Das Kapitel, das im Anschluß daran aus Müller-Lhers Werken vorgelesen wurde, zeigte ihn von seiner besten Seite als wahren Volksphilosophen, der nicht verflucht, sondern vertieft, der nicht blendet, sondern führt. Orgelpiel und Gesang gaben den ersten Betrachtungen künstlerische Weh.

— Eine Mag-Regen-Gesellschaft. In Leipzig ist eine Gesellschaft gegründet worden mit dem Ziele, der Pflege Regerscher Kunst zu dienen. Die Gesellschaft beabsichtigt, in regel- mäßigen Zwischenräumen wandernde Mag-Regen-Feste zu ver- anstalten und durch Veröffentlichung wissenschaftlicher und künst- lerischer Arbeiten das Verständnis für die künstlerische Eigenart Mag- Regers zu wecken und zu fördern.

— Als Organ der holländisch-blämischen Be- wegung erscheint seit Jahresfrist eine besondere wissenschaftliche Monatschrift, die „Dierse Stemmen“ (in Utrecht). Sie nennt sich eine „Zeitschrift für niederländische Stammesinteressen“ und umfaßt das gesamte niederländische Sprachgebiet (Holland, Flandern, Süd- afrika).

— Der Erfinder des Maschinengewehrs, das seine furchtbare Kraft der Menschentötung erst in diesem Kriege ganz enthüllt hat, Hiram Maxim, ist im 76. Lebensjahre in London gestorben. Maxim war in Amerika geboren und hatte dort die übliche Laufbahn des Mannes, der seinen Weg macht, durch- laufen. Er hat seine Entwicklung mit all den bekannten Zügen des Berufswechsels, der belobeten Nüchternheit usw. (und Anecdotes) selbst geschildert. Vielleicht enthält ein Tages ein Geschichtsbücher das große Vermögen, durch welche Wandern er fortgenommen ist. Unter seinen zahlreichen Erfindungen, die sich auf Gas, Elektrizität, Luftschiffe usw. verteilen, brachte jedenfalls die eine des Maschin- gewehrs ihn an die Spitze einer der größten Waffenfabriken der Welt: der Londoner Firma Vickers Söhne u. Maxim. Seit er der weltbekannte Mann war, posaunte die kapitalistische englische Presse alle Jahre epochemachende neue Leistungen von ihm aus — aber sie waren meistens Duff.

„Mutter,“ sagte Fritz Schiller mit bangendem Schluchzen, das ihn mit einem Male ganz erfüllte, „ich werd' den Menschen predigen als Priester, damit sie froh werden. Mutter — o, Mutter, ich muß auch so was werden; ich will oben stehen und sie leiten! Reinst, Mutter, daß ich so was werden kann? D, sag', bitte: sag'!“

Das Phinele zupfte Frau Dorothea am farbigen Heber- wurf. „Der Fritz hat schon ein lateinisches Verskle gemacht, wunderschön, aber ich versteh' es nicht. Er wird Prälat werden, Mutter. Wirst du schon sehen!“

„In ein paar Jahren, Fritz,“ sagte die Mutter mild und streichelte seinen erschauernden Scheitel, „reicht du mit den Leib des Herrn und sättigst meinen Hunger aufs Seelen- heil. Und wenn ich zu sterben komm', segnest du in Liebe und mit geweihter Hand mein Grab.“

„Mutter!“ schrie er entsezt auf und starrte sie aus ahnenden Augen an. Zum ersten Male sah er die Menschen- sterblichkeit an seinem Liebsten aufgezeigt. Er wehrte sich: „Mutter!“

„Die Welt, Fritzle, drehet sich um Tod und Liebe, das eine helfet zum andern; dem großen Schicksal muß sich alles fügen.“

Sieben Stunden Schulbank im Tag machen müd und die Katechisation war nicht leicht gewesen.

Das lebensreiche Latein, in dem eines kopsstarken Volkes Geist und Wissen niedergelegt und auf die kürzeste Form ge- bracht sind, hing sich schwer ins jugendliche Hirn und drückte. Im verchlöffenen Zimmer mußte Fritz Schiller daheim sitzen, wenn die Schule aus war, und privat unter des Vaters Dohut lernen. Des Vaters Strenge zerbrach viel Zartheit und Herzensruhe, aber sie lehrte Lebensformung und eisernes Wollen, das sich mit der reflektierenden Hartnäckigkeit des Schwabenschädels zu ehernem Metall verband, das siegreich tönen sollte durch die Jahrhunderte.

Roch schlummerte der Keim. Fritz Schiller renkte, auf Professor Jahns Befehl, lateinische Prosaätze in Distichen ein,

doch die Liefen schnell, wie ausgeschüttetes Wasser, übers Papier und deutliche Verse hoben zaghaft den Kopf und folgten, nicht langsamer, nach.

Die eine Bedung war's, wie ein Signal des Anfangs, als er Klopstocks Worte hörte. Das verschüchtern Vöblein hatte soeben schlafen wollen! Da empfand es seine Sendung. Das schlafumklammerte Hirn versagte den Dienst. Da regte sich das Gefühl und nahm das Kommando an sich.

In selbstamer Unruhe konnte Fritz Schiller nicht schlafen. Das Herz pochte an die Rippen und der Kopf arbeitete rast- los an unsinnigen halben Gedanken, als mühten die alle heute noch fertig werden. Unwillig brach er die lebens- unverten Ranken seiner müden Sinne ab. Seines Vaters Stimme sprach nebenan: es war ein Labfal, da zuzuhorchen, es war wie ein Ahy! vor sich selbst.

Kaspar Schiller sprach vom Schubart-Vortrag.

Laut und erregt drangen die Worte durch die Kammer- tür. „Wie klein ist doch das Leben, Dorothea, wenn man einmal die Haube von den Augen nahm — der Klopstock ist ein Poet! Das sage ich Dir! Ein großer Poet!“

Fritz Schiller sah aufrecht. War vielleicht das der Weg? Poet! Schlag drum das Herz so vernünftig? Führte des Dichters Wort zum Licht? Gab das festen Halt und Stand? Gewann man so die Stütze, an die man sich klammern konnte, ohne zu wanken? Schuf das Dichtervort Schild und Schwert, wider die ewig andere Meinung der andern, die soviel Zweifel und Unrast in die Seele warf? Warum sprang das Herz so kräftig in der Brust? Fühlte es die Hilfe nebenan? Es befaß ihm, zu handeln.

„Was machst, Fritz?“ fragte leise eine Stimme aus dem Finstern, „willst was?“

„Sei still, Phinele,“ flüsterte er und griff in den Ver- schlag hinüber, in dem seine Schwester, seit Jahren von ihm getrennt, schlafen mußte, „ich erzähl' dir dann alles,“ und die nackten Füße schlichen zur Tür, das Herz hüpfte und sprang, daß ihm schwindelte.

(Fortf. folgt.)

Ums Menschentum.

33] Ein Schiller-Roman von Walter von Moia.

„Mutter,“ sagte Phinele mit großen Augen, „des ischt wie bei uns; hat net der Fritz auch gerade vorhin uns zweien erklärt, wie die Geschichte der Griechenländer be- schaffen sei?“

Starren, himmelzugewandten Auges ging Frau Dorothea und fand im Blau des Firmamentes den Blick ihres Sohnes, der tief versonnen und entrückt durchs wehende Berggras schielte und bebend die Oberglocken in sich fühlte. . . „und er sagte zu ihnen: mußte nicht Christus solches leiden, um zu seiner Herrlichkeit einzugehen?“ und da sie nahe zum Gleden Emmaus kamen, nötigten sie ihn und sprachen: „Weißt du uns; denn es will Abend werden und der Tag hat sich ge- neiget.“ Und er blieb bei ihnen.“

Frau Dorothea nahm krampfhaft und seltsam von der Stimmung erregt ihre Kinder bei den Händen. Sie wallten zu dritt im sonnigen Morgenwind. . . „Und als er mit ihnen zu Tische saß, nahm er das Brot, dankte, brach's und gab's ihnen. Da erlarmten sie ihn. . .“

„Mutter!“ schrie Fritz Schiller auf und fiel ihr tief ge- rührt und hingegen um den Hals. „Ach sag'? Es war unser Herr? Herr Jesus Christus? Gelt, er war's?“ Und seine Wäde flehten die Antwort herbei.

Mit nassen Augen nickte sie ihm zu und umschlang die mageren, sehrenden Leiber der Kinder. „Ja, es war unser Herr, Herr Jesus Christus, der unerkannt unter den Menschen wandelte.“

Mit gefalteten Händen zwang die Menschenschnucht die dreie auf die Knie. Sie knieten, in der Mitte die Mutter, die ein ungeboresnes Schwesterlein in sich trug, rechts und links die Kinder. Sie beteten aus tiefster Seele.

Nachlos gingen im Tale die Oberglocken, der Neckar fuhr seinen glühenden Bogen durchs grünende Land; das war sein Gebet.

